

ALICE HASTERS

WAS WEISSE  
MENSCHEN NICHT  
ÜBER RASSISMUS  
HÖREN WOLLEN  
ABER WISSEN  
SOLLTEN



hanserblau

neugierig, denn so ein Buch hatte ich noch nie gesehen. Meine Schwester verdrehte die Augen. Irgendeine *weiße* Freundin unserer Eltern, die ihr wohl beim Bewältigen ihrer Identitätskrise helfen wollte, hatte es ihr geschenkt. Sie fühlte sich aber nicht so, als ob sie eine Identitätskrise hätte. Sie brauchte kein Buch, das ihr sagte, wer sie ist oder wer sie sein soll, besonders nicht, wenn es von einer *weißen* Person kam, die ohnehin keine Ahnung haben konnte. Sie las das Buch nicht, ich auch nicht. Hätten wir es mal getan. Dann hätte ich gesehen, dass schon lange vor mir vor allem Schwarze Frauen nach ihrer deutschen Identität suchten, sie einforderten und diskutierten. Die Frauen waren Teil der Neuen Schwarzen Bewegung, die sich in den 1980er-Jahren formierte. Und sie gaben sich einen Namen, der Schwarz und Deutsch, die zwei scheinbar nicht zusammengehenden Faktoren, vereinte: Afro-Deutsch.

Ehrlich gesagt bin ich gar nicht so versessen darauf, mich als deutsch zu identifizieren. Ich wünsche mir, dass Nationalitäten unwichtiger werden — oder eben flexibler. Ich bin mehr als eine Sache. Ich bin Deutsch. Ich bin afroamerikanisch. Ich bin Schwarz. Ich bin *mixed*.

Einen perfekten Umgang mit der Wo-kommst-du-her-Frage habe ich übrigens immer noch nicht. »Meine Mutter kommt aus Philadelphia, mein Vater aus Düsseldorf, ich komme aus Köln«, sage ich meistens. Meine Herkunft ist ja kein Geheimnis, das ich unter allen Umständen für mich behalten möchte. Doch der Zeitpunkt ist entscheidend. Die Herkunft meiner Eltern sollte nicht zu den ersten Informationen gehören, die ich über mich preisgeben muss. Ich finde, beim Smalltalk sollte man über Gemeinsamkeiten und nicht über Unterschiede sprechen. Damit macht man sich eher Freund\*innen.

## Wütende Schwarze Frauen

»Heißen Sie Nancy?«, fragt mich der Gast, nachdem ich ihn im Restaurant begrüßt und ihm einen Apéritif angeboten habe. Er ist um die sechzig und in Begleitung einer Frau und eines Mannes im gleichen Alter. Der andere Mann sagt nichts, ignoriert uns alle und liest demonstrativ Zeitung. Die Frau schielt derweil auf meinen Rock. Ich kann an ihrem Blick erkennen, dass sie ihn zu kurz findet für eine

Kellnerin, die in einem gehobenen Restaurant arbeitet. Ich werde nicht ernst genommen, und ich werde bewertet. Das passiert in diesem Job häufig, eine Kellnerin muss das aushalten, denke ich in dem Moment. Wer die Nerven behält, gewinnt. Das war immer meine Haltung — bis zu der Begegnung mit diesen Gästen.

Als der Mann mir diese Frage stellt, denke ich noch, er verwechselt mich. Auch wenn der Ton weniger neugierig, sondern fordernd ist, als ob er die Antwort schon kennt. »Nein«, sage ich und lächle pflichtbewusst. Der Gast nickt zu seinem lesenden Freund und sagt: »Weil, seine Braut heißt Nancy, und die kommt aus Kenia.« Mein Lächeln verschwindet.

Binnen Sekunden passiert in mir sehr viel. Im Nachhinein kann ich es nur als Orchester der Abwehrmechanismen bezeichnen. Es fängt an mit einem Paukenschlag. Einerseits weiß ich genau, was das für eine Bemerkung war. Er wertet diese mir unbekannte Frau namens Nancy ab, indem er sie als »Braut« bezeichnet und sie auf ihr Herkunftsland reduziert. Er wertet mich ab, weil er mir meine Individualität abspricht, wenn er mich mit Nancy gleichsetzt, einzig, weil ich auch eine Schwarze Frau bin. Ich weiß, dass es sich hier um unverblümten Rassismus handelt. Aber mit welchem Selbstbewusstsein dieser daherkommt, ist ungewöhnlich für mich.

Dann setzen die Flöten ein, trällern eine friedliche Melodie: Ich hatte mich darauf eingestellt, freundlich zu sein, weil ich gerade bediene und das mein Job ist. Ich, dreiundzwanzig Jahre alt, kellnere schon, seitdem ich neunzehn bin. Ich bin stolz darauf, nur schwer aus der Ruhe zu kommen. Kurze Geigentöne im Crescendo — der Klang von Trotz. Gerade diesen Menschen möchte ich nicht gönnen, dass ich ihretwegen die Nerven verliere. Mein Gehirn sucht blitzschnell nach Lösungen. Das Horn erklingt im tiefen Ton, wie ein Ruf zur Schlacht: Ich stehe vor einem verbalen Waffenschrank und muss mir aussuchen, wie ich mich verteidigen möchte.

Ich hasse Konflikte. Fast genauso sehr wie rassistische Sprüche. Doch jetzt bin ich in dieser Situation. Ich kann nur noch entscheiden, ob ich mich der Auseinandersetzung stellen möchte oder nicht. Das Problem ist: Selbst, wenn ich mich dem Konflikt stelle und diesen Menschen zeige, dass sie gerade eine Grenze überschritten haben, sind die Chancen auf Einsicht gering. Wütende Frauen, egal, welcher

Hautfarbe und Herkunft, werden oft nicht ernst genommen. Männliche Wut gilt als ein Ausdruck von Macht, weibliche Wut hingegen als Ausdruck von Schwäche. Wütende Männer bestätigen ihre Geschlechterrolle, wütende Frauen gelten als unweiblich. Wut ist männlich, das zeigen auch Studien: Selbst Kleinkinder assoziieren wütende Gesichter bereits mehr mit Männern als mit Frauen.

So weit die sexistische Dimension von Wut. Doch es gibt auch eine rassistische: Wenn BIPOC wütend werden, wird das als irrational wahrgenommen — aber im Gegensatz zur (*weißen*) weiblichen Wut nicht als harmlos. Die Wut von nicht-*weißen* Menschen gilt als gefährlich. Die Reaktion auf die Wut von BIPOC ist oft Angst, manchmal sogar Panik. Alte koloniale Strukturen leben hier wieder auf. Dabei scheint es völlig egal, ob man ruhig eloquent oder emotional brüllend auftritt. Egal, was man tut, diese Wut wird als aggressiv wahrgenommen. Heißt also: Besonders für Schwarze Frauen ist Wut ein Minenfeld.

Das ist übrigens ein klassischer Fall von Intersektionalität. Das bedeutet, dass mehrere Formen von struktureller Diskriminierung aufeinandertreffen. Intersektionalität ist viel älter als der Begriff selbst. Die afroamerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw entwickelte ihn in den 1980er-Jahren, als sie merkte, dass die spezifische Diskriminierung von Schwarzen Frauen weitestgehend übersehen wurde.

Sie stieß auf den Fall der Afroamerikanerin Emma DeGraffenreid, die gegen ein Automobilunternehmen klagte, das sie nicht anstellte, weil sie eine Schwarze Frau war. Das Gericht ließ die Klage nicht zu, mit der Begründung, das Unternehmen stelle Schwarze Personen ein, Frauen auch. Die Schwarzen, die dort arbeiteten, waren Männer, Mechaniker, die Frauen waren *weiße* Sekretärinnen. Für beide Aufgaben war DeGraffenreid anscheinend nicht geeignet. Doch juristisch war diese spezifische Benachteiligung nicht greifbar. Weil Diskriminierungsformen oft nur separat voneinander betrachtet werden, wird die Erfahrung von Mehrfachdiskriminierten häufig übersehen. Meine Perspektive als Schwarze Frau ist insofern intersektional, weil ich von Sexismus und Rassismus betroffen bin. Die beiden Dinge gehen Hand in Hand, ich kann sie nicht trennen. Ich erfahre sexistischen Rassismus, rassistischen Sexismus. Als Hillary

Clinton und Barack Obama gegeneinander als Kandidat\*innen für den amerikanischen Präsidentschaftswahlkampf antraten, beschäftigten sich viele Medien mit der Frage: »Was ist härter: eine Frau oder Schwarz sein?« Diese Frage ist nicht nur unsinnig, denn Diskriminierung ist kein Wettbewerb. Sie ist auch ignorant gegenüber Schwarzen Frauen. Selbst wenn ich wollte, könnte ich diese Frage nicht beantworten. Ich bin immer beides. Man kann sich also nicht für die Gleichberechtigung der Geschlechter einsetzen und Rassismus ignorieren — sonst setzt man sich nicht für alle ein. Das gilt auch für andere Diskriminierungsformen.

Für Schwarze Frauen ist der Umgang mit Wut schwierig, weil sie ohnehin als aufbrausend und aggressiv gelten, ob sie wollen oder nicht. So sehr, dass dieses Stereotyp auch einen Namen hat: *The Angry Black Woman* — die wütende Schwarze Frau. In Filmen, Büchern, Comedyserien und Musikvideos sind Schwarze Frauen häufig dauerwütend. Ihre Augen aufgerissen, dann wieder zusammengekniffen, einen Zeigefinger erhoben, hin- und herwedelnd, parallel zum Kopf. Immer eifersüchtig auf andere Frauen und nie zufrieden mit ihren Männern. Sie nutzen Geschirr als Wurfgeschoss, haben das Nudelholz stets griffbereit, um Familienmitglieder damit verprügeln zu können, und immer einen frechen, witzigen Spruch zum Kontern in petto. Sie schnippen mit den Fingern, sorgen für dramatische Auftritte oder Abgänge — und das bereits seit dem späten 19. Jahrhundert, als dieses Narrativ in Unterhaltungsshows für *Weiß*e etabliert wurde. Ihre Attitüde soll eine vermeintliche Unabhängigkeit vermitteln, als sei sie weder von Sklaverei oder kolonialen Strukturen unterdrückt noch irgendwie eingeschränkt. Die Wut der Schwarzen Frau wurde so häufig ins Lächerliche gezogen, dass sie für viele amüsanter wirkt. Ich habe oft erlebt, dass Menschen anfangen zu lachen, wenn ich mich aufregte. Manchmal machten sie mich sogar nach. Oder zumindest das, was sie meinten, gerade gesehen zu haben. Sie hoben dann den Zeigefinger, wackelten mit dem Kopf und zeigten mir ihre Interpretation einer wütenden Schwarzen Frau, damit ich selbst sehen konnte, wie lächerlich ich in ihren Augen aussah. Meine Wut wurde nicht ernst genommen. Es ist also kein Wunder, dass ich Konflikte lieber aus dem Weg gehe.

Im Laufe der Geschichte hat sich immer wieder gezeigt, dass die

Unterdrückung von Wut eine erfolgsbringende Taktik im Kampf gegen Rassismus sein kann. Martin Luther King Jr. zum Beispiel hat mit seinem friedlichen Widerstand unglaublich viel erreicht. Er und seine Mitstreiter\*innen wehrten sich nicht, wenn sie angegriffen wurden, sie ließen sich beschimpfen, schlagen, bespucken — ohne Gegenwehr. Ihr Kampf um die eigenen Rechte war entschlossen, aber sanft. Liebe gegen Hass. Unmenschlichkeit mit Menschlichkeit begegnen. Wer die eigene Wut im Zaum hält, entlarvt die willkürliche Aggression der Gegner\*innen. Den eigenen Ärger beiseiteschieben — Aushalten —, das ist Stärke. Das ist Größe. Diesen Menschen werden Denkmäler gesetzt. Widerstandskämpfer\*innen, die ihre Wut offen äußern, nicht.

Zurück zum Restaurant, wo mich der Gast gerade Nancy genannt hat. Ich überlege kurz und komme zu einer Entscheidung: Da die Gäste in mir offensichtlich nur ein wandelndes Klischee sehen, werde ich dafür sorgen, dass ich diesen Eindruck nicht verstärke. Ich werde das tun, was sie nicht von mir erwarten: einfach weiterhin freundlich sein. So freundlich, dass sie sich am Ende nur schlecht fühlen können. Das Orchester setzt wieder ein, die Flöten bekommen ihr Solo. Meine Waffe: Freundlichkeit. Mein Lächeln kehrt zurück. »Ich heiße nicht Nancy, und ich komme nicht aus Kenia«, sage ich mit möglichst gelassenem Ton. Jetzt schaut der andere Mann, der anscheinend mit Nancy liiert ist, von seiner Zeitung hoch: »Offensichtlich kommt sie nicht aus Kenia. Sie kommt aus Nordostafrika, aus Äthiopien oder Eritrea, das sieht man doch«, sagt er.

Nicht, dass ich erwartet hätte, dass er weniger rassistisch ist, weil er mit einer Schwarzen Frau zusammen ist. Aber nach dieser Bemerkung habe ich den Beweis. Ich stehe in dem Moment da wie ein Untersuchungsobjekt. Die drei Augenpaare scannen mich ab, analysieren meine Gesichtszüge, meine Hautfarbe, meinen Körperbau. Ich bin mir nicht zu schade, ihnen zu erklären, dass ich nicht aus Afrika komme und meine Mutter Amerikanerin ist. Informationen, die diese Menschen überhaupt nichts angehen. »Sie sprechen aber gut deutsch«, sagt die Frau mit anerkennender Stimme und schaut mit hochgezogenen Augenbrauen in die Runde. »Das kommt daher, dass ich in Deutschland geboren bin«, antworte ich ruhig, nehme die Demütigung hin. Schließlich gehen wir zur Bestellung über, die ich